

EIN ÜBUNG UND WEISUNG

Der österliche Fischzug

Die österlichen Begegnungen unseres auferstandenen Herrn mit seinen biblischen Jüngern und Aposteln erwecken stets aufs neue die Sehnsucht nach einer Geborgenheit, die jener ähnlich ist, welche in den evangelischen Berichten zum Ausdruck kommt. Der Glanz der Verklärung aller Leiden, der über diesen Berichten liegt, und die kraftvolle Sicherheit der Schilderung nehmen uns gefangen. Aber sind wir wirklich dazu verurteilt, die Botschaften staunend zu hören, um dann doch mit der Frage zu enden: Warum jene und nicht wir? – Warum wurde jenen der Auferstehungssieg gezeigt, uns aber wird gesagt: „Selig, die nicht sehen und doch glauben“ (Jo 20,29)? Oder ist es sogar so, daß wir die Berichte wie interessante Meldungen hören, die zwar irgendwie vernommen werden, letztlich aber wie Fremdkörper ausgeschieden und vergessen bleiben, uns also nicht weiter und tiefer bestimmen? – Wer weiß, was alles in unseren Herzen vor sich geht, wenn in den Osterwochen dieses Evangelium verkündet wird! Was mag da alles verklemmt sein durch phantasievolle Vorstellungen und allzu volkstümliche Bilder! Was muß da vielleicht alles aus dem Weg geräumt werden, damit die Osterlieder befreit aus unserer Seele aufsteigen können!

Aber werden die hilfreichen Hände rechtzeitig zur Stelle sein, um diese Arbeit zu leisten, oder wird – wie so oft an hohen Feiertagen – das Evangelium sich selbst überlassen, weil die Männer, die zum Dienst am Wort von der Kirche bestellt wurden, übermüdet sind vom stundenlangen Beichthören und nächtlichen Gottesdiensten?

Haben wir Geduld mit uns selbst! Die jährliche Wiederholung der Botschaft geschieht eben deshalb, daß auch der Langsame nicht für immer zurückbleiben muß und das mannigfache zeitweilige Versagen kein endgültiges Scheitern zur Folge hat. Auch für die ersten Hörer in den Evangelien stehen die Begegnungen mit dem auferstandenen Herrn am Ende eines langen und verworrenen und kurvenreichen Weges. Wie sollte es da bei uns so ganz anders sein? – Der Bericht von der Erscheinung am See Tiberias erweist sich in dieser Hinsicht als besonders aufschlußreich.

Danach gab sich Jesus abermals den Jüngern kund, am See Tiberias, und zwar folgendermaßen: Es waren beisammen Simon Petrus und Thomas, genannt der Zwilling, dazu Nathanael aus dem galiläischen Kana, die Söhne des Zebedäus und noch zwei andere seiner Jünger. Da sagte Simon Petrus zu ihnen: „Ich gehe fischen!“ Sie erwiderten ihm: „Wir kommen mit dir!“ Sie gingen hinaus und bestiegen das Fahrzeug, fingen aber nichts in jener Nacht. Als es bereits Morgen wurde, stand Jesus am Strande – doch die Jünger erkannten nicht, daß es Jesus war.

Da sagte Jesus zu ihnen: „Kinder, habt ihr nicht einige Fischlein zu essen?“ Sie antworteten ihm: „Nein.“ Da sprach er zu ihnen: „Werfe das Netz rechts von dem Schiffe aus, so werdet ihr finden!“ Sie warfen es aus – und vermochten es vor der Menge der Fische nicht mehr aufzuziehen. Da sagte jener Jünger, den Jesus besonders liebte, zu Petrus: „Es ist der Herr!“ Als Simon Petrus hörte, es sei der Herr, gürte er sich das Obergewand um – denn er war unbekleidet – warf sich in den See.

(Jo 21, 1–7)

Zunächst fällt uns auf, daß es auch für die biblischen Jünger (im 21. Johanneskapitel sind es sieben an der Zahl) immer noch eine Vergeblichkeit der Arbeit gibt, nachdem einige Jahre der Christusbegegnung (wieviele eigentlich?) vorausgegangen sind. Sie mühen sich eine ganze Nacht hindurch ohne Erfolg, und das ist von dem Evangelisten auf einem Hintergrund gezeichnet, der diese Erfolgslosigkeit schonungslos deutlich hervorhebt. Denn die Jünger hatten ja oftmals erfahren, daß der Herr ihnen Erfolg gewährte, wenn auch nur ein Funkchen Glaube in ihnen war. Wir brauchen nur an das 5. Kapitel des Lukasevangeliums zu denken, wo ebenfalls von einer anfänglichen Vergeblichkeit die Rede ist (Vers 5), die aber schon bald in einen überreichen Fischfang mündet, so daß Gefährten herbeigerufen werden, um die Beute überhaupt sicher bergen zu können (Vers 6 f.). Dieses wunderbare Zeichen der Erlösergegenwart hatte damals einen solchen Eindruck auf sie – die werdenden Apostel – gemacht, daß sie alles zurückließen und ihm, dem Herrn und Erlöser, nachfolgten (Vers 11). Viele andere Zeichen hatten ihr neues Lebensfundament bestätigt (Jo 20, 30), und große Zuversicht war in sie eingekehrt (Jo 6, 68).

Und trotzdem war die Nacht der Vergeblichkeit zurückgekommen, der Glanz der Zeichen war erbläßt, weil derjenige verschwunden schien, von dem die Zeichen ausgingen. So wirkt die Rückkehr zu den alten Arbeitsgeräten auch wie ein nüchterner Entschluß nach abgeklungener Begeisterung. Das Ergebnis des Lebenskampfes ist offener als je zuvor.

In diese „prosaische“ Situation hinein offenbart sich der auferstandene Herr, hebt zunächst die vorhandene Erfolgslosigkeit deutlich ins Bewußtsein, um dann den alten Anruf (Lk 5, 4) zu erneuern: „Werfe das Netz rechts von dem Schiffe aus, so werdet ihr finden!“ Es ist durchaus der alte Ruf, der zum Erfolg führt, aber er war offensichtlich nicht mehr recht beachtet worden.

Bedarf es einer besonderen Anstrengung, um diesen Aspekt der Geschichte vom wiedergekehrten reichen Fischzug auf uns anzuwenden? – Oder trifft das alles auf uns nicht mehr zu: die bedrückende Vergeblichkeit, die düstere Situation, der verblichene Glanz einmal erfahrener Zeichen? – Sollten wir nicht täglich damit rechnen, daß der Herr uns an irgendeinem österlichen Morgen unseres Lebens durch eine Verdeutlichung des alten Anrufes befreit, bis schließlich der vollkommene Erfolg unserer Arbeit sichtbar wird: das Netz mit den 153 großen Fischen!

Die andern Jünger kamen mit dem Schiff – sie waren nämlich nicht mehr weit vom Lande, nur etwa zweihundert Ellen – und zogen das Netz mit den Fischen nach. Als sie nun ans Land gestiegen waren, sahen

sie ein Kohlenfeuer am Boden, darauf einen Fisch und Brot. Jesus sagte zu ihnen: „Bringt von den Fischen, die ihr soeben gefangen habt!“ Da stieg Simon Petrus in das Boot und zog das Netz ans Land. Es war mit hundertdreifünfzig großen Fischen gefüllt, und obschon ihrer so viele waren, riß das Netz nicht. Jesus rief ihnen zu: „Kommt und eßt!“

(Jo 21, 8-12 a)

Doch vielleicht weit mehr noch als der eindrucksvolle Arbeitserfolg der biblischen Jünger fesselt das geheimnisvolle Gastmahl am Kohlenfeuer unsere weiterlaufende Meditation. Denn ganz abgesehen vom biblischen Befund gehört die Teilnahme an einem gut hergerichteten Mahl im Freundes- oder Familienkreis zu den begehrenswertesten Gunsterweisen des Lebens. Die sinkende Lebenskraft verlangt immer wieder nach Stärkung durch Speise und Trank, und die Einladung zum gemeinsamen Essen gilt wohl seit eh und je als Zeichen der Liebe. Deshalb fällt es uns auch nicht schwer, die Aufforderung: Kommt und eßt! vor allem von dieser allgemeinen Bedeutung des Mahles her zu sehen. Der Herr gewährt Erholung und Kräftigung nach mühevoller Arbeit im Dunkel der Nacht.

Genau das aber scheint es zu sein, was uns fehlt, was wir oft vermissen. Wir mühen uns gleichsam auf hoher See einherfahrend und sehen weder Ufer noch „Feuer“, ja wir haben sogar den Eindruck, furchtbar weit vom Ufer entfernt zu sein. Die Bemerkung des Evangelisten „Sie waren nicht weit vom Lande“ erfüllt uns fast mit Neid über soviel „Zufall“ und Glück. Und das starke Verlangen nach Gemeinschaft und Geborgenheit bricht wieder auf, auch wenn es resigniert in sich zurückgesunken war.

Ist es aber wirklich so, daß zwischen dem Erlebnis der biblischen Jünger und uns ein Abgrund klafft, der nicht zu überbrücken ist? – Sind wir wirklich so weit vom Ufer des Lebensmeeres entfernt? – Bietet uns der Herr in gar keiner Weise Fisch und Brot zur Stärkung an, wenn wir erschöpft sind von den Pflichten des Alltags? – Gewiß, wenn wir die johanneischen Osterberichte wie irgendwelche Geschichten bildhaft in uns aufnehmen, dann wird Befremdung oder Enttäuschung bald das letzte der Gefühle sein. Schauen wir jedoch in altkirchlicher (vgl. S. Thomas, Catena Aurea in Quattuor Evangelia, zur Stelle) und zugleich moderner Weise (ein oberflächlich-buchstäbliches Verstehen kann uns nur in Verwirrung stürzen) auf das Wesentliche dieser Geschichten, so dürfte die Anwendung auf uns selbst nicht mehr schwerfallen. Auch wir können verspüren, daß der Herr uns nicht als Waisen zurückgelassen hat (Jo 14, 18) und die nötigen Mahlzeiten bereit hält. Und der Weg dorthin ist bisweilen gar nicht weit, vielleicht sogar kürzer als 200 Ellen.

Wir brauchen dabei keineswegs nur an die Feier der Heiligen Eucharistie zu denken, die uns täglich gewährt wird. Der Glaube sieht im Grunde einer jeden Mahlgemeinschaft, die man uns irgendwo brüderlich anbietet, einer jeden personalen Begegnung, das Geheimnis der Liebe Christi am Werk, so daß er oftmals Gelegenheit hat, die Gegenwart des auferstandenen Herrn wahrzunehmen und zu bekennen.

Keiner von den Jüngern wagte ihn zu fragen: „Wer bist du?“ – wußten sie doch, daß es der Herr war. Jesus kam herzu, nahm das Brot und gab

es ihnen, und ebenso den Fisch. Das war nun schon das dritte Mal, daß Jesus sich den Jüngern kundgab, seit er von den Toten auferweckt war.
(Jo 21, 12 b-14)

Aber noch einmal tiefer führt uns der Text zur nach-österlichen Gegenwart des Herrn, wenn vielleicht auch dieser Aspekt „streng-philologisch“ nicht eindeutig zu erheben ist. Wie sollen wir eigentlich das ehrfürchtige Schweigen verstehen? – „Keiner von den Jüngern wagte ihn zu fragen: Wer bist du? – wußten sie doch, daß es der Herr war.“ Ohne Zweifel liegt hier ein Rückblick auf die Verheißung in Jo 16, 23 vor: „An jenem Tage werdet ihr mich nach nichts mehr fragen müssen.“ „Jener Tag“ ist angebrochen, die Erfüllung „jener“ Verheißung findet sich hier im 21. Johanneskapitel. Die fragende Unruhe der Jünger (vgl. Jo 13, 36. 37; 14, 5. 8. 22; 16, 17. 18) wird durch die Offenbarung des auferstandenen Herrn gestillt. Eine weitere Frage scheint weder möglich noch nötig. Von irgendwelcher Angst oder Furcht ist keine Rede mehr (wie anders bei Lk 5, 8.10!).

Aber sind wir hier nicht an einer Stelle unserer Meditation angekommen, wo jede Analogie versagt? – Mögen auch viele Erlebnisse der biblischen Apostel ihre analogen „Spiegelbilder“ in unserem eigenen Leben haben, es vergeht anscheinend kein Tag, an dem wir ohne „Frage“ auskommen. Bleiben wir nicht letztlich angefüllt mit Fragen und fällt nicht auch die erhabenste Gewißheit wieder auseinander in Zweifel? – Bricht nicht die bohrende Unruhe unseres Herzens immer wieder durch alle Hüllen hindurch, die wir jeweils darüberzulegen imstande sind? – Wird der Durst jemals endgültig gestillt, der entsteht, wenn die Daseinsfrage gesehen und gewagt wird? –

Und dennoch: es gibt die christliche Gelassenheit, in der auch die bohrendste Frage sich beruhigt. Und das keineswegs im Sinne einer verbitterten Resignation angesichts der unlösbaren Aporien; auch nicht im Sinne einer falschen Bescheidenheit, die die Anstrengung des Begriffs scheut; und auch nicht im Sinne der Ermüdung, die sich ach so schnell einstellt und den vitalsten Frager „beruhigt“. Nein, – gemeint ist die Gelassenheit der Bergpredigt Mt 6, 26-34: „Betrachtet die Vögel des Himmels ... betrachtet die Lilien des Feldes ...“, eine Gelassenheit, die ja auch mit anderen Worten im Johannes-Evangelium anklingt, wenn es da heißt: „Euer Herz lasse sich nicht beunruhigen und zage nicht“ (14, 27). Nicht als ob dieser Gelassenheit keine Frage mehr erlaubt sei, aber sie lebt nicht von der Antwort auf die Frage, sondern hat dieselbe immer schon im Grund überwunden. Und wer müßte sagen, daß ihm diese Gelassenheit noch nie in seinem Christenleben zur Verfügung stand? daß er noch nie – bei aller Furcht vor dem: „Wer bist du?“ – die innere Gewißheit hatte, „daß es der Herr war“?

Es scheint also keineswegs unmöglich zu sein, die österliche Freude der Jünger am See von Tiberias zu „verstehen“. Unsere aufgeweckte Sehnsucht muß nicht notwendig ungestillt die Botschaften der Osterzeit entgegennehmen. Auch wir können etwas von der Apostel-Freude über den Auferstehungssieg Christi erfahren; ja wir können sogar teilnehmen am österlichen Frühmahl, am Arbeitserfolg und an der Sicherheit, die keine Frage mehr wagt. Das alles nicht nur als Erinnerung an vergangene Ereignisse, sondern als Wirklichkeit, die in unserem eigenen Leben Platz findet, so wir gläubig sind.

Franz-Josef Steinmetz SJ